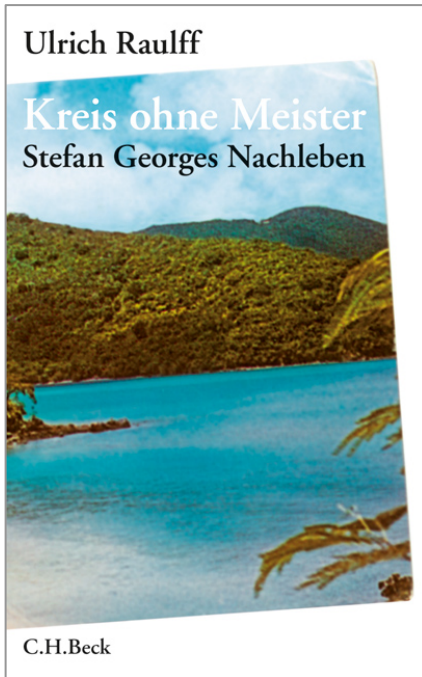


Unverkäufliche Leseprobe



Ulrich Raulff
Kreis ohne Meister
Stefan Georges Nachleben

544 Seiten, Leinen
ISBN: 978-3-406-59225-6

NACH DEM LEBEN

Also heimlich ist ein Wort, das seine Bedeutung nach einer Ambivalenz hin entwickelt, bis es endlich mit seinem Gegensatz unheimlich zusammen fällt. Unheimlich ist irgendwie eine Art von heimlich.

Sigmund Freud, Das Unheimliche

An einem Augustnachmittag gegen Ende des letzten Jahrhunderts erreichte den Feuilletonchef einer deutschen Tageszeitung ein Anruf. Am Apparat war der Leiter eines rheinischen Museums. Der Direktor bat um Vertraulichkeit. Vor einigen Monaten sei seinem Haus ein denkwürdiges Objekt übergeben worden. Interessanter als der Gegenstand selbst sei freilich dessen Provenienz. In Kürze werde man damit an die Öffentlichkeit treten. Aber vielleicht habe die Redaktion ja Interesse an einem exklusiven Vorbericht. Das Objekt, so stellte sich heraus, war ein Säbel. Genauer gesagt ein Ehrensäbel, verliehen in Anerkennung herausragender Leistung. Ungefähr ein Jahrhundert lang, von der Mitte des 19. bis zu der des 20. Jahrhunderts, zählten solche Schmuckwaffen in Deutschland zu den Insignien militärischer Eminenz. Das Ehrenzeichen, um das es bei dem erwähnten Telefonat ging, war im Jahr 1929 an der Kriegsschule des Heeres in Hannover vergeben worden. Als Preis ging der Säbel an den Jahrgangsbesten der Kavallerie. Die Gravur auf der Klinge nannte den Namen des Empfängers: Oberfähnrich Schenk Graf von Stauffenberg.

Fünfehn Jahre lang hatte der Säbel seinen ersten Besitzer begleitet, und wie durch ein Wunder war er der gezielten Verstreuung und Vernichtung entgangen, die sich nach dem 20. Juli 1944 auf die gesamte Hinterlassenschaft des Hitlerattentäters erstreckt hatte. Während der letzten Jahrzehnte hatte sich die Waffe im Besitz eines gewissen Herbert Mies befunden, der jetzt als Ruheständler in Mannheim lebte. Da der Journalist sein Studium in den siebziger Jahren in Marburg absolviert hatte, das zu jener Zeit «das rote Marburg» hieß, war ihm der Name des

Mannes nicht unbekannt. Mies war Vorsitzender der neu gegründeten Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) gewesen, einer Nachfolgeorganisation der seit 1956 verbotenen KPD. Zu eben dieser Kommunistischen Partei führte jetzt die Spur des Säbels zurück.

Er habe, so berichtete Herbert Mies am Telefon, den Säbel aus der Hand des letzten Parteichefs der KPD, Max Reimann, erhalten. Der wiederum habe ihn nach dem Krieg aus dem Moskauer Exil mitgebracht. Sowjetische Offiziere hätten «das antifaschistische Kulturgut des deutschen Volkes» in dessen Hand zurückgeben wollen. Unter welchen Umständen tatsächlich Stauffenbergs Säbel nach Moskau gekommen und wie er in den Besitz von Reimann gelangt war, blieb ungeklärt. Undurchsichtig blieb auch, was den alten Kommunisten dazu bewog, den Säbel, der einem adligen Offizier und Widerstandskämpfer gehört hatte, und der am Ende des Krieges zur Siegestrophäe und später zur Stafette des Antifaschismus geworden war, nicht innerhalb seiner politischen Familie weiterzureichen. Warum übergab er ihn nicht den Lord-siegelbewahrern des Sozialismus, sondern überließ ihn einem Museum, das sich der Geschichte der Bundesrepublik verschrieben hatte? Wie viele Fragen, die die Überlieferung des «geheimen Deutschland» betreffen, blieb auch diese offen. Immerhin beendete der Eintritt ins Museum nicht nur die sieben Jahrzehnte dauernde Wanderschaft eines Objekts, in dem sich etliche Kapitel deutscher Geschichte aus dem Jahrhundert der Extreme zu verdichten schienen. Im Museum der zweiten deutschen Republik schloss auch eine Episode aus der Geschichte des «geheimen Deutschland», als das sich der Kreis um den Dichter Stefan George ehedem begriffen hatte.

Das geheime Deutschland. Seit langem rätseln die Philologen darüber, was sich hinter dem erratischen Begriff verbirgt und woher er wohl stammt. Dass seine geistigen Wurzeln in der politischen Romantik liegen, dürfte als gesichert gelten. Danach hören die Gewissheiten auf. Welche eigentümliche Heilsgeschichte mögen Stefan George und Karl Wolfskehl vor hundert Jahren im Sinn gehabt haben, 1910, als sie den Begriff vom geheimen Deutschland erstmals in Umlauf brachten? Wollten sie damit ein Gegenbild zur Realpolitik des Kaiserreichs errichten? Zurückgreifen auf den «geheimen deutschen Fug», wie er um 1800 erträumt worden war? Im Sinne Schellings eine neue Mythologie begründen? Was auch immer ihre Absicht gewesen sein mag – eines war in der Vorstellung von einem «Staat», in dem ein künftiges, noch unsichtbares

Reich der Deutschen Gestalt annehmen sollte, ganz und gar nicht vorgesehen: der Tod des Meisters oder Staatschefs. Und dennoch kann man sich angesichts dessen, was nach dem 4. Dezember 1933 geschah, des Eindrucks nicht erwehren, dass das geheime Deutschland erst in dem Augenblick die Augen aufschlug, als Stefan George die seinen für immer schloss. Unter solchen Auspizien gehört die Geschichte von dem Säbel, der wie ein Leitobjekt durch die Geheimgeschichte des 20. Jahrhunderts wandert, noch in die postume Biografie des Dichters.

Die Geschichte dieses Nachlebens, eine «Gespenstergeschichte für Erwachsene» (Aby Warburg), soll hier erzählt werden. Ich versuche mich an einer Lebensgeschichte *d'outré-tombe* oder, wenn man will, einer postumen Biografie. Wie erfüllt man dieses abseitige Genre mit historischem Leben? Vermutlich hätte die Zeit, zu der meine Erzählung einsetzt, viel Sinn für den paradoxen Charme einer solchen Geschichte gehabt. Das Jahr 1933, in dem George starb, bezeichnete ja nicht nur eine politische Zeitenwende, es beschloss auch drei Jahrzehnte höchster schöpferischer Intensität in den Geisteswissenschaften. Mehrmals tauchte in diesen Jahrzehnten an verschiedenen Stellen der wissenschaftlichen Literatur der Gedanke von einem Nachleben der Ideen oder Symbole auf, ein Leben nach dem Tod ihres ursprünglichen Trägers oder Subjekts.

So etwa in der Kunstgeschichte. Aby Warburg hat die Frage nach dem «Nachleben der Antike» zum Forschungsprogramm seiner Bibliothek und einer ganzen, zeitweise den internationalen Ton angegebenden Schule der Kunst- und Kulturgeschichte gemacht. Freilich bleibt dieses «Nachleben» auf eine Epoche der Weltgeschichte – die Antike – und auf deren seelische und künstlerische Ausdrucksformen bezogen. Die Erforschung des «Nachlebens der Antike» mochte zwar, nach Warburgs Wort, Gespenstergeschichten zutage fördern, an ein irgendwie geartetes personales Fortleben nach dem Tode war indessen nie gedacht.¹ Auch Sigmund Freuds Vorstellung vom Fortwirken eines in der Urhorde ver-

¹ Sowohl Problem wie Begriff scheint Warburg aus der frühen Ethnologie übernommen zu haben, die sich für die so genannten *survivals* (im 19. Jahrhundert mit «Überlebsel» übersetzt) aus früheren Kulturschichten interessierte.

übten Frevels ließ nicht den erschlagenen Ahn gespensterhaft fortleben. Aber in Form eines jederzeit aktualisierbaren Schuldkomplexes eignete ihm eine über zahllose Generationen nachwirkende Präsenz. Marc Bloch schließlich, der französische Historiker, der sich Ende der zwanziger Jahre mit dem Nachleben des Königs Salomon beschäftigte², beschrieb nicht die spukhaften Auftritte eines Wiedergängers aus dem Morgenland, sondern das Wandern und Wuchern einer nachbiblischen Legende. So ließen sich noch andere Beispiele für Wirkungsgeschichten nennen, denen die Vorstellung von einem «Nachleben» zugrunde lag – von sagenhaften Figuren wie dem wandernden Juden oder dem fliegenden Holländer ganz zu schweigen.

Gibt es etwas, das all diesen Phänomenen, der antiken Mänade, dem erschlagenen Urvater oder dem Sünder-König des alten Israel, gemeinsam ist? Dann liegt es in der legendären Präsenz einer historischen Absenz: Die Zeit der Könige und Mänaden muss vergangen sein, damit ihr Leben in der Überlieferung beginnen kann. Aus dieser aber auf eine gewesene Wirklichkeit, auf einen unauslöschlichen Kern historischer Realität zurück zu schließen, gehört zu den Syllogismen der historischen Vernunft. Am Ursprung aller Legenden steht nicht die Figur aus Fleisch und Blut, sondern eine ältere Legende. Das weiß die Moderne, und deshalb fällt ihr der Verzicht auf einen Ursprung leicht. Was zu Zeiten Nietzsches noch als heroische Tat erschien und worin der spätere Strukturalismus sich nicht genug gefallen konnte, der Verzicht auf den realen Ursprung, gehört in Wahrheit schon zu den Urgeschichten der Moderne: Das Leben ist eine retrospektive Fiktion des Nachlebens. So will es der harte, ironische und konstruktivistische Kern des modernen Denkens.

Wie anders der Begriff vom Nachleben, den die Schule Georges gebildet hat! Friedrich Gundolf, der Dichter, Literaturwissenschaftler und Historiker, fasste das Nachleben einer historischen Person wie Cäsar, wie es sich im Phänomen des Ruhms zeigte, als etwas auf, das dieser Person wesentlich zugehörte. Erst in seinem narrativen und ikonografischen Fortleben durch die Jahrhunderte entfaltete sich die Figur Cäsars im Sinn einer geheimen Entelechie wie die goethesche Ur-

² M. Bloch, «La vie d'outre-tombe du roi Salomon», *Revue belge de philologie et d'histoire*, 4/1925, S. 349–377; vgl. U. Raulff, *Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch*, Frankfurt am Main 1995, S. 351 f. u. 358 ff.

pflanze.³ So gesehen hätte sich mit Gundolf und den Jüngern Georges noch am ehesten eine Verständigung über den paradoxen Begriff der postumen Biografie erzielen lassen: Mit dem Tod des sterblichen Menschen fängt sein zweites Leben als Geistwesen und Träger einer Idee oder Würde an. «Das Erscheinen der Gewaltigen gehört zu ihrer Geschichte wie ihr Schaffen, die Bilder die sie in die rege Zeit prägen ..., sind Formen ihrer eigenen Kraft.»⁴ In der gundolfschen Vorstellung von den Emanationen einer Gestalt in der Geschichte kehrt die Historie zur Ontologie zurück. Zweifellos verbirgt sich in dieser Denkfigur der Wunsch nach Wiederverzauberung einer ausgeglühten, entgötterten Welt: Wenn es schon keine wiederkehrenden Götter gibt, dann soll es wenigstens in der Historie fortlebende und ihr Wesen entfaltende Heroen geben. Und über ihnen allen die Verheißung eines kommenden Reichs des Geistes. An dieses Unternehmen wird mein kritischer Versuch über das Nachleben Stefan Georges kaum anschließen können.

Allerdings kennt meine Geschichte einen genau datierbaren Beginn. Es ist die frühe Morgenstunde des 4. Dezember 1933, der Moment, in dem George seinen letzten Atemzug tut. Doch alles, was nach diesem Augenblick kommt, die vielfach gebrochene Geschichte von der Auflösung und Verstreuung des Kreises und seiner Ideen, aber auch von ihrer Übersetzung und Rettung, gehört nicht mehr – im Sinn einer fortdauernden, allmählich verdämmernenden Strahlung – der personalen Existenz des Dichters zu.⁵ Die Geschichte Georges nach dem 4. Dezember 1933 reflektiert nicht die lange Zeit noch sichtbare Leuchtspur eines erloschenen Gestirns. Als eine Art negativer Phänomenologie erzählt sie

³ Vgl. Friedrich Gundolf, *Caesar. Geschichte seines Ruhms*, Berlin 1924, S. 8.

⁴ Ebda., S. 8.

⁵ Deshalb schreibt auch Rainer Kolk in seiner literatursoziologischen Studie *Literarische Gruppenbildung zu Recht*: «Es lassen sich gute Gründe dafür finden, die Geschichte des George-Kreises mit dem Jahr 1933 als beendet anzusehen. Nicht mit der nationalsozialistischen «Machtübernahme» im Frühjahr, wohl aber mit Georges Tod im Dezember. Denn eine Gruppe, die sich in einem solchen Maß über die charismatische Qualität ihrer Leitfigur definiert, muß notwendig ihre Struktur modifizieren oder aufgeben, wenn dieses Zentrum nicht mehr als Orientierung für Interaktion und Umweltaktivitäten fungieren kann.» (S. 483). Allerdings sind es gerade diese Modifikationen, Umbauten und Verluste der Struktur, die mich interessieren und meine Geschichte intrigieren: nicht nur eine schmutzige Ideengeschichte, sondern auch eine Lehre vom Zerfall.

vom Verschwinden einer großen Präsenz. Sie ist eine Geschichte nicht des Erscheinens, sondern des Erlöschens.

Und wenn nun, statt in seinen Erscheinungen, in diesem Verschwinden die Wahrheit Georges sichtbar würde? Als Dichter hat Stefan George der Welt eine Reihe bedeutender Kunstwerke hinterlassen. Andere mögen schätzen, wie viele seiner Gedichte ersten Ranges und von unvergänglicher Schönheit sind: ein Dutzend? Oder deren zwei? Vielleicht gar drei? Neben der Lyrik hat er freilich auch noch anderes geschaffen und in anderem als sprachlichem Material gearbeitet. Dort hat er nicht immer eine vergleichbar glückliche Hand bewiesen; man denke an den skurrilen Skulpturenpark, den er und sein Kreis hinterlassen haben.⁶ Aber auch unter den Kunstwerken diesseits der Lyrik waren zwei von besonderem Gewicht und unbezweifelbarer Originalität. Das eine war die Bildung des so genannten «Kreises» oder «Staats» – ein ungeheures Mobile aus Menschen, Bildern und Ideen, das der Mann im Zentrum, der «Meister» oder große Uhrmacher, beständig in Fahrt halten und justieren musste. Das andere Werk – vielleicht das größte Kunstwerk Stefan Georges überhaupt – war der Zerfall dieses Kreises, der sich freilich in Abwesenheit des Urhebers und gegen dessen Intention vollzog. Dieses Meisterwerk der Dekomposition zu beschreiben ist die Aufgabe, der sich der vorliegende Essay unterzieht.

Stefan George hatte um sich herum viel Welt geschaffen; die war nicht von einem Tag auf den anderen weg. 1936, drei Jahre nach dem Tod des Meisters, spekulierte der ehemalige Vertraute Max Kommerell in einem Brief an seine Schwester darüber, was aus dem Reich des Dichters würde, das nach seiner Ansicht rapide zerfiel: «Soweit die Wirkungen Georges gestorben sind, sind sie nicht an seinem Tod gestorben, sondern an ihrer eigenen Sterblichkeit.» Es sei die große Probe für den Dämon Georges, wie er den Untergang überleben werde, nachdem die Menschen, die ihm angehangen, «zur völligen Unproduktivität zurücksanken» – eine Behauptung, die, wie man sehen wird, ziemlich aus der Luft gegriffen war. Es sei, schrieb Kommerell weiter, «die Probe dieses Dämons, ob er zu ganz andern Taten ausholen wird als diesen. Oder zu gar keinen.» Wie immer das große Spiel um die Nachwelt aus-

⁶ Siehe die Ausstellung «Das geheime Deutschland. Eine Ausgrabung» in Marbach (2008) und das zugehörige Marbacher Magazin (121) von U. Raulff und L. Näfelt.

gehen werde, eins stehe bereits als sicher fest: «Ein schönes Gedicht bleibt ein schönes Gedicht, und ein großer und merkwürdiger Mensch bleibt dieser Mensch.»⁷

Das könnte, auch in seinem geliehenen Goethe-Ton, ein schöner Schlusssatz sein. Aber wir stehen ja erst am Anfang einer Studie zum Zerfall des Kreises und zur Korruption seiner Ideen. Da kann man sich nicht mit Goethe zurücklehnen und alles weitere dem lieben Gott befehlen. *Fall and decline* ist ein interessantes Thema. Denn nichts ist interessanter als die Desintegration, der gleichsam natürliche Abbauprozess eines großen realen oder symbolischen Ensembles. Wo sie gelingt, kann eine solche Geschichte die Wirkung eines Rückspiegels haben. Aus dem Zerfall heraus kann sich ein Bild des intakten Kreises ergeben und aus der Dekomposition die einstige Gestalt. Aus heutiger Sicht ist die Figur, der jene große Präsenz einst eigen war, entfernt und entrückt, begraben von einer Nachwelt, die andere Sorgen hat als ein Leben im Licht der Dichtung. Die Magie des großen Dichter-Schamanen ist toter Buchstabe, und was von ihr weiterlebt, trägt eigene Farben, lebt nach anderen Rhythmen, vermischt sich mit anderem Geist. Nicht als hätte Stefan George jemals so etwas wie eine reine Lehre begründet – ein Funke, der in die Welt gefallen wäre und sich mit Weltlichem verunreinigt hätte. Im Ursprung des georgeschen Ideenkosmos war der Synkretismus, und synkretistisch war alles, was fortan sich ereignet hat, sowohl zu Lebzeiten Georges wie danach. Aber die Mischungen ändern sich, und der Zusammenhalt des immer schon Heterogenen nimmt rasch ab, nachdem das Zentralgestirn erloschen ist.

Was die Beobachtung des Zerfalls erleichtert, ist die relative Langsamkeit, mit der der Prozess abläuft. George hatte sehr starke fiktive Tatsachen, man kann auch sagen: eigene Wirklichkeiten erzeugt. Anders als Kommerell es wollte, zerfielen sie nur langsam. Noch lange nach dem offenkundigen Scheitern des Unternehmens «George-Staat» klammerten sich die Jünger an dessen Bruchstücke, so als fürchteten sie in der Flut des Banalen unterzugehen. Wie hoch auch immer der Preis an Zwanghaftigkeit, ja Lächerlichkeit war, den sie zu zahlen hatten – gegenüber einem Leben in den Höllen des Gewöhnlichen schien ihnen ihr altes Leben im Fluidum des Außerordentlichen und in der Gewissheit

⁷ M. Kommerell, Briefe und Aufzeichnungen 1919–1944. Hg. von Inge Jens, Olten u. Freiburg i. Br. 1967, S. 316.



Stefan Georges Grab auf dem Friedhof von Minusio im Tessin. Aufnahme aus den dreißiger Jahren.

Originaldokument
© Verlag C. H. Beck



Karl Wolfskehl (links) und Melchior Lechter (rechts) 1935 in Raron, Wallis, wo Rainer Maria Rilke begraben liegt.

des Erwähltseins erstrebenswerter. Auch in Weltbildruinen lässt sich lange überwintern, und der Staat Georges war eine besonders spektakuläre Ruine: ein *failing state*, wie man heute sagen würde, der allmählich in *dark networks* zerfiel.

Dass George zu Lebzeiten eine enorme Präsenz in der «geistigen Welt», der «intellektuellen Szene» oder wie immer man die lesenden, schreibenden und diskutierenden Milieus der späten Kaiserzeit und der Weimarer Republik bezeichnen will, besessen hat, gehört zu den gesicherten Befunden der Literaturgeschichte und der Intellektuellensoziologie. Ein Blick auf die Fülle der Presseartikel zu Georges 60. Geburtstag im Juli 1928 zerstreut jeden Zweifel. Die Frage freilich, worauf diese Präsenz eigentlich beruht hat, bleibt angesichts eines relativ schmalen gedruckten Werks und einer ziemlich vollständigen Verweigerung des Autors gegenüber allen geläufigen Formen medialer Präsenz (Presse, Film, Funk, Anthologien)⁸ nicht gerade rätselhaft – es lassen sich durchaus rationale Antworten finden –, wohl aber bleibt sie schwierig. Gleichgültig, ob man marktstrategische und mediensoziologische Beobachtungen zum *self-fashioning* und *personal branding* Georges anführt⁹, oder ob man die Wissenschaftspolitik der Weimarer Republik für den hohen georgeanischen Durchsäuerungsgrad der Intelligenz verantwortlich macht – die Tatsache, dass einem «schwierigen» Lyriker von höchstem Formbewusstsein und strenger Zurückhaltung gegenüber den üblichen Kommunikationsgemeinschaften eine geradezu magische Präsenz und intellektuelle Prägekraft zugeschrieben wurde, wie sie keiner seiner gleichrangigen Zeitgenossen erreicht hat: diese Tatsache bleibt frappierend.

Die Schwierigkeiten einmal dahingestellt, eine solche Präsenz zu erklären oder etwa zu messen, schließlich hat es ja keine lyrische Einschaltquote gegeben – was wird aus ihr, wenn ihr leibhaftiger Träger ausfällt? Was wird aus dem Charisma, wenn der Charismatiker stirbt, wenn der große Zauberer in den Berg geht? Wie rasch erkaltet eine Welt,

⁸ Vgl. G. P. Landmann, Stefan George und sein Kreis. Eine Bibliographie, 2. Aufl. Hamburg 1976, die Nrn. 717–776. Es gebe, schrieb Ludwig Marcuse aus Anlass von Georges 60. Geburtstag in der «Kölnischen Zeitung» (12. 7. 1928, Nr. 378), in der Literatur der Gegenwart «keinen zweiten Fall von Anonymität bei Weltberühmtheit, der sich hiermit vergleichen ließe».

⁹ Vgl. M. Roos, Stefan Georges Rhetorik der Selbstinszenierung, Düsseldorf 2000.

der die «geistige Zentralheizung», um nochmals Warburg zu zitieren, abgeschaltet wurde? Was wird aus Georges Ideen, was aus seinem Jüngerkreis, aus seiner ganzen selbst erschaffenen Welt von Zeichen, Farben und Bedeutungen, aus seiner Ästhetik, seiner Lebenskunst, wenn derjenige stirbt, der all diese Menschen, Dinge und Ideen am Leben, im Sinn und in der Schwebelage gehalten hat?

Für manche bleibt die Präsenz Georges weit über den Tag hinaus, an dem jener für immer verschwand, spürbar. Von normaler Trauerarbeit kann nicht die Rede sein, eher ist es eine Art Wunderschmerz oder Schmerzphantom. Im April 1949, seit dem Tod des Dichters sind mehr als anderthalb Jahrzehnte vergangen, sucht Hermann Speer, der ältere Bruder des in Nürnberg verurteilten Rüstungsministers, einen gewissen Ernst-Günter Paris, Spezialist für wissenschaftliche Astralanalyse, auf. Speer will wissen, wie die Sterne standen, unter denen sich die wichtigste, die schicksalhafte Begegnung seines Lebens vollzogen hat. Im März 1921 ist er, 18-jährig, mehrmals dem Dichter Stefan George begegnet, und jetzt interessiert ihn, wie die Konstellation war, unter der sich sein Leben für immer verändert hat. Der Astrologe vergleicht beider Horoskope, stellt «starke innere Bindungen zwischen den beiden Nativen» fest und erkennt beiderseits eine eigentümliche Konstellation von Uranus, Sonne, Merkur und Venus. Von ihrer persönlichen Bekanntschaft war «durchaus Entscheidendes» zu erwarten: «Der Mond von Hermann Speer steht genau in enger Berührung mit der Sonne und dem Uranus von Stefan George. (...) Man könnte, wenn man diesen Vergleich beider Kosmogramme zieht, zu dem Schluss kommen, dass durch den Dichter in dem Nativen Erlebnisse aufgewühlt wurden, die zu einer Frühreife geführt haben können, mit denen der Native nicht ohne weiteres fertig wurde.» Will man, so schließt der Deuter, zusammenfassen, was astrologisch aus der Begegnung resultierte, so müsste man sagen: «ein schmerzhaftes Geborenwerden».¹⁰

* * *

¹⁰ Ernst-Günter Paris, «Beziehungshoroskop von Hermann Speer und Stefan George», datiert 6. 4. 1949, DLA Marbach, NL Sementowski-Kurilo.